



**PORITZKY**  
**KATAYAMA**

**Jacob Elias Poritzky**

**Katayama**

**Gespensstergeschichte**

---

Aus: Jacob Elias Poritzky, Gespensstergeschichten, Georg  
Müller Verlag, München, Leipzig, dritte Auflage 1930

---

***Bibliothek von ngiyaw eBooks***

---

Illustration: Utagawa Kuniyoshi - Nichiren calms a storm  
in Kakuda

## Katayama

Selbst unter den ruhigsten Denkern finden sich hin und wieder Menschen, die gelegentlich von einem unbestimmten, quälenden Halbglauben an das Übernatürliche ergriffen worden sind.

*Edgar Poe.*

Ohne Zweifel leben gegenwärtig noch einige tausend Schüler des Universitätslehrers Adolf Bastian, des großen Ethnologen, der stets in einem alten Lodenhütchen in die Vorlesungen kam, das ihn auf allen Weltreisen begleitete. Er trug weder Kragen noch Krawatte; ein elfenbeinweißer seidener Shawl ersetzte ihm beides. Um seinen hageren Körper schlotterten ziemlich alte Kleider und seine Stiefel — oh, seine Stiefel . . .

Und dennoch hatte man ein Gefühl der Ehrfurcht vor diesem prächtigen Gelehrter, den sein sechzig Jahre lang gepflegter Verkehr mit den Naturvölkern dazu brachte, sich nicht besonders viel um die europäische Zivilisation zu kümmern. Selbst seine chaotischen Bücher hatten etwas Wildes, Undiszipliniertes, Uneuropäisches und alle Form Sprengendes. Man mußte sie umschreiben, um sie lesen zu können. Ein geborener Bremer, wohnte er am Hafenplatz, dem einzigen Ort in Berlin, wo man sich ein wenig in eine fremde Hafenstadt versetzt fühlt. Adolf

Bastian brauchte das offenbar; seine Phantasie hatte irgendeinen Anhaltspunkt nötig, um Berlin vergessen zu können, das er haßte.

Im Gegensatz zu allen anderen Gelehrten war er auch — wie man weiß — persönlich niemals erreichbar. An der Tür seiner Wohnung starrte dem Besucher ein großes Plakat entgegen mit der Aufschrift: »Sprechstunde: Niemals.« Da er aber verpflichtet war, eine Sprechstunde zu halten, gab er auf seinem Vorlesungsanschlag eine ganz unmögliche Zeit an, in der er im Völkermuseum zu sprechen wäre. Wenn man ihn dort aufsuchen wollte, wurde man von den Dienern des Museums von Pontius zu Pilatus geschickt, von einem Saal in den andern, von einem Stockwerk ins andere — aber er war nirgends zu finden.

Man erinnert sich auch noch, daß er, als sein siebenzigster Geburtstag herannahte, der von der ganzen wissenschaftlichen Welt und besonders von der Universität im größten Stile gefeiert werden sollte, einfach ausrückte. »Er hat Urlaub genommen«, hieß es offiziell. Er reiste ein halbes Jahr vor seinem Geburtstage nach Sado, einer westjapanischen Insel, wo er anderthalb Jahre blieb, um altjapanische Texte zu studieren. Denn er war ein Sprachgenie, wie die Welt noch keines gesehen hatte. Dank seiner fast unbegreiflichen Begabung, die es ihm ermöglichte, sich mit beinahe allen wilden Völkerstämmen im heimatlichen Idiom zu unterhalten,

entging er oft genug dem sicheren Tode, der ihm besonders häufig von anthropophagischen Stämmen drohte, an die er als erster weißrassiger Mensch sich herangetraut hatte.

Aber von dieser letzten Urlaubsreise war er nicht mehr lebendig zurückgekehrt . . .

In seinem Nachlaß fand man angeblich die folgende Erzählung, die den Wiedergeburtsgedanken bei den Japanern behandelt und die eine der wunderbarsten Geschichten ist, die ich je vernommen habe. Weggelassen habe ich nur eine lange wissenschaftliche Abschweifung über den in Nippo noch jetzt lebendigen Glauben, daß die Toten zurückkehren, um ein Verbrechen oder eine Grausamkeit zu rächen oder einen Akt der Gerechtigkeit herbeizuführen. Im übrigen gebe ich das »Erlebnis« so wieder, wie es anlässlich einer intimen Gedenkfeier, die für den Gelehrten stattfand, vor einem kleinen Kreise erwählter Freunde vorgetragen wurde . . .

\* \* \*

. . . Als ich bereits mehrere Monate in dem Städtchen Kawaharada lebte, das an der Südbucht der Sado-Insel liegt, erging ich mich eines Spätnachmittags an der niedrigen Felsenküste des Japanischen Meeres. Über den Dünen lag der silbermatte Glanz des ostasiatischen bleichen Himmels und zu meiner Rechten wogte und

brandete die ungeheure Fläche des Meeres. Zur Linken dehnte sich still und weit das endlose grüne Meer der Reisfelder und verschwamm in nebelhafter Ferne mit den waldigen Gipfeln, die sich wie eine Kette hochragender Silhouetten in den Himmel erhoben.

Es war um die Zeit des Totenfestes, wo die See- und die Fischersleute es gern vermeiden, draußen zu sein, denn es geht die Legende, daß an diesen Tagen die schiffbrüchigen Toten durch die Straße des Meeres in ihre geheimnisvolle Heimat zurückkehren. Sie treiben in den Strömungen und tanzen in den Fluten. Ihre geisterhaften Köpfe sind es, die sich murrend aus den Wogen erheben; ihre Köpfe sind es, die aufsteigen und versinken; ihre weißen Fäuste sind es, die sich aus dem Schaume emporrecken und die Dschunken umwerfen, die Fischnetze zerreißen und die Badenden an den Füßen packen und in den Wirbel hinabreißen. Es sind ihre Hände, die am Meeresstrande mit Tang und Muscheln und Steinen spielen; es sind ihre Stimmen, die wehklagend über den Fluten erklingen.

Uns Europäern erscheint nichts so gewiß, als der Tod. Aber für den gläubigen Sadobewohner ist dies Wort nur leerer Schall. Er glaubt nicht, daß es möglich sei, etwas könne *aufhören* zu sein, was nie einen *Anfang* hatte. Er glaubt nicht, daß die Verstorbenen vollkommen tot seien. Und auch wir wissen ja, daß unsere Ahnen in den dunkelsten Zellen der Herzen und Gehirne schlummern,

um in seltenen Augenblicken durch das Echo irgendeiner Stimme erweckt zu werden.

Während ich der Eintönigkeit der dumpfen Meeresstimmen lauschte, begriff ich, daß ein Volk, das selbst Bäume und Sträucher und Felsen und Steine als lebendige beseelte Körper auffaßt, die einst in das Nirwana eingehen werden, diese Musik der Wogen als eine geisterhafte Zwiesprache empfinden mußte.

Eine Weile stand ich in Sinnen verloren, als ich plötzlich den alten Katayama wie ein Gespenst an mir vorüberhuschen sah. Er hatte den angstvollen Blick auf das Meer hinaus gerichtet und das geduldige Lächeln, das sonst auf seinen Lippen schwebte, hatte einem schreckverzerrten Ausdruck Platz gemacht. Wenige Schritte vor mir entfernt fiel er auf die Steine des Strandes nieder und versank im Gebet . . .

Es war fast vierzig Jahre her, als Katayama in dem Städtchen Aikawa als junger Bauer lebte, wo er ein paar gartengroße Reisfelder sein Eigen nannte. Im Winter, wenn die Felder nichts hergaben, wurde er Fischer. Er hatte einen kranken Vater und seine sieche Mutter zu ernähren; aber während eines besonders rauhen und fischarmen Winters starben beide Eltern kurz nacheinander dahin.

Als die vorschriftsmäßige Zeit der Trauer vorüber war, und Katayama zu seinem Tageshandwerk zurückkehren wollte, sah er sich aller Mittel entblößt und allen

Eigentumes bar. Die Reisfelder gehörten ihm nicht mehr; sie waren für die Ärzte und für die Medikamente, für die Kosten der Begräbnisse und für die Priester zu Geld gemacht worden und das Geld war ausgegeben. Nach und nach sah sich Katayama gezwungen, alles zu verkaufen, was er besaß. Den Kahn und die Netze, die Kleider der verstorbenen Eltern und alles, was er von dem Eigenen entbehren konnte; einige Decken und den festlichen Kimono, ein paar armselige Hausgeräte, Schalen, Schüsseln, Kissen und andere wertlose Dinge. Jeden Tag verkaufte er etwas, bis er endlich nichts mehr besaß, als seine Körperkraft und seine Hoffnung. Und draußen war es bitter kalt und er hatte großen Hunger.

An den Küstenstädtchen der Sado-Inseln kann die Kälte furchtbar werden, und wenn die Winterstürme hereinbrechen, ist es, als käme das Meer mit riesengroßen und scharfen Messern an das Land, um erbarmungslos alles entzweizuschneiden, die Brust der Erde, das Kleid der Bäume und die Haut der Menschen.

Katayama hatte weder Feuer noch Licht. Er brüllte vor Hunger, obwohl er viel Hunger aushalten konnte. Die Nacht rückte heran und der eisige Wind des nördlichen Meeres heulte bang durch die kleine kalte Hütte. Als die Nacht ihr schwarzes Antlitz an die Scheiben drückte, begann Katayama nach einem Menschen zu wimmern, denn er hatte den Becher der schwersten Not bereits bis zur Neige getrunken. Aber da ihm auf seine Klagen nur



das heulende Meer antwortete, begann er in seiner Todesangst ein um das andere Mal die Geister seiner toten Mutter und seines verstorbenen Vaters anzurufen. Vor Hungersqualen ans Wachen geklammert, flehte er sie an, ihm beizustehen in seiner Not oder ihn nicht länger in den Ketten des Lebens schmachten zu lassen.

Da war ihm, als sehe er draußen das Gespenst einer traurigen Frau hin und her schweben, die die Augen geschlossen hatte und die Katayama winkte, herauszukommen. Mehr von Mitleid als von Angst ergriffen, eilte Katayama ins Freie und sah, daß das Haar des Gespenstes lose wie ein Mantel herabhing und daß das schleierartige Gewand so leicht und sanft hin und her wallte wie eine Rauchwolke. Draußen lag der Schnee so hoch, daß Katayama kaum hindurchwaten konnte; aber das vor ihm herwogende Gespenst sah sich dann und wann um und ermunterte ihn durch eine stumme Bewegung immer von neuem, zu folgen, bis es endlich in einem Tempel verschwand. Dort angelangt fand Katayama den Eingang verschlossen. Zurück konnte er nicht, denn er war todmüde und zog es vor, zu sterben. Voll düsterer Gedanken und über das Wunderbare nachsinnend, das sich mit ihm ereignet hatte, sank er am Tor des Tempels nieder. Die Betäubung des Frostes befiel ihn; er fühlte bald keine Kälte mehr und schlief ein.

Als er die Augen wieder aufschlug, sah er sich in einem fremden Zimmerchen auf einigen Decken liegen

und mehrere Menschen waren damit beschäftigt, ihm die Glieder zu reiben. Besonders eifrig kümmerte sich ein junges Mädchen um ihn, das von den Anwesenden O-Kavo-San genannt wurde, was »Jahre des Glücks« bedeutet. Kapo erzählte ihm, daß Kwan-on, die Göttin der Milde und Barmherzigkeit, die die Seelen der Menschen erlöst, ihr in einem Traumgesicht befohlen habe, sich unverzüglich aufzumachen, die Nachbarn zu wecken und mit Laternen und einem Wagen zum Tempel Rim-Ko-ji zu eilen, um dort einen Menschen zu retten. Durch einen Windstoß aus dem Traume wachgerüttelt, habe sie sich sofort des seltsamen Befehls erinnert und habe getan, wie die Göttin ihr geheißen. Die Nachbarn hätten ihr geholfen, den fast Erfrorenen hierher zu schaffen in ihr Häuschen.

Kapo war ein schönes aber sehr armes Waisenmädchen und es stellte sich heraus, daß Katayama und Kapo Jugendgespielen waren. Katayama war zu elend, um alles verstehen zu können, was Kapo ihm berichtete. Aber als er völlig zu sich gekommen war, begriff er, daß die Geister seiner Eltern die Hände im Spiel hatten. Aus Dankbarkeit, weil Kayo ihm das Leben gerettet hatte, und weil er das sonderbare Ereignis, das sich mit ihm zugetragen hatte, als ein Zeichen der Toten auffaßte, heiratete er die Waise und sie wurden Mann und Weib. Und es dauerte nicht lange, bis Kapo gesegneten Leibes war.

Aber der Not eingedenk, die Katayama selber überstanden hatte, schreckte er aus purem Mitleid davor zurück, Kinder großzuziehen. Darum warf Katayama das Kind, als es zur Welt gekommen war, noch in der ersten Viertelstunde seines Lebens ins Meer.

Und im Laufe der Jahre ereignete sich dies noch mehrere Male. So oft ihm Kapo ein Kind geboren hatte — und es war immer eine Tochter — warf es Katayama gleich nach der Geburt in die Wellen. So hatte er schon sechs Kinder gemordet und seiner Frau hatte er jedesmal berichtet, es sei ein totgeborenes Kind gewesen. Und sie glaubte ihm.

Als Kapo sich einst aber wieder Mutter fühlte, ging sie von demselben Tage ab, wo sie die ersten Regungen des lebendigen Kindes verspürte, täglich zum Tempel Rim-Ko-ji und tat dort das Gelübde, das Kind, wenn es diesmal lebend zur Welt kommen würde, dem Tempel zu weihen; sei es als Priester, sei es als Priesterin. Und täglich erneuerte sie ihr Gelübde.

Von demselben Tage an ging es mit den Verhältnissen Katayama immer aufwärts. Es war, als hätten gute Geister die schreckliche Armut aus allen Winkeln seines Häuschens hinausgefegt. Seine Lage besserte sich zusehends. Er kaufte seine kleinen Reisfelder zurück, die er so liebte, kaufte noch mehr Land dazu, vergrößerte sein Haus und legte noch mehr Geld zurück. Ehe ein halbes Jahr verstrichen war, war er zu Wohlstand gelangt

und zu Behagen.

Und nun gebar ihm Kayo das siebente Kind; es war ein Sohn. Da sagte Katayama: »Endlich können wir ein Kind behalten und großziehen. Der Sitte unserer Ahnen gemäß werde ich einen jungen Baum einpflanzen in unseren Garten, und wir wollen beten, daß unser Sohn sich so entwickle wie der Baum, auf daß wir Zweige von ihm schneiden können für den Hochzeitsbaldachin. Wenn unsere Wohlhabenheit zunimmt wie bisher, werden wir unseren Sohn sehr nötig brauchen. Er wird unsere Stütze sein, wenn wir alt sind, O-Kapo-San. Er ist schön und liebenswert. O-Tafuku, die Göttin des Glücks, beschirmt unseren Sohn. Drum wollen wir ein Opfer für ihn bringen; denn die Jahre des Glücks, die mir dein Name verbeißen hat, sind jetzt angebrochen, O-Kayo-San.«

»Ich habe ihn selbst geopfert,« sagte Kayo, »und schon vor seiner Geburt habe ich ihn zum Priester bestimmt. Denn weil ich dir schon sechsmal tote Kinder geboren habe, sehnte sich mein Mutterherz nach einem lebendigen Kinde. Darum habe ich von dem Tage an, wo er einem jungen Zicklein gleich zu springen begann in mir und wo er an meinen Leib pochte und mir ankündigte, daß er lebte, das Gelübde getan, ihn der Göttin Kwans-on zu opfern, wenn er am Leben bleiben würde.«

Darauf antwortete Katayama nichts, aber er wurde sehr nachdenklich. Auf seinen Lippen blieb ein Lächeln zurück, aber in seinem Herzen war Todesangst.

Der Knabe gedieh und wuchs und jeden Tag wunderte sich Katayama immer mehr ob der Schönheit seines Kindes und ob der großen Liebe, die er für es empfand. Er begriff jetzt nicht, wie er es einst hatte fertigbringen können, sechs seiner Kinder zu töten; denn die Brust war ihm weit geworden vor Liebe und er fühlte einen so großen Reichtum an Liebe, daß er wohl alle sieben Kinder damit hätte betreuen können.

Eines Sommerabends, als der Knabe, der schon in den siebenten Monat ging, zum erstenmal das Wort »Vater« zu lallen versuchte, jubelte Katayama hellauf vor Freude. Er nahm sein Söhnchen auf den Arm und ging mit ihm zum Meere hinab, um es ihm zu zeigen und ihn dreimal im Wasser unterzutauchen. Denn man sagte unter den Fischersleuten, daß dies die Kinder fürs ganze Leben vor dem Ungemach des Meeres befreite und vor den Geistertücken der Ertrunkenen. Katayama wollte auch einige schöne Muscheln suchen, mit denen sein Kind spielen sollte.

Es war ein schöner und warmer Abend. Im Westen hing die Sonne wie eine riesige Feuerkugel am Horizont und färbte das Meer mit Blut und flüssiger Glut und Gold. Senkrecht am Himmel stand der schwefelfarbene Halbmond; mit der Sonne verglichen sah er wie ein totes Gestirn aus. Auf den grünen Reisfeldern, die sich dunkel verfärbten, verschwamm ein Goldschimmer der Sonne. Es war ein so schönes Bild, daß Katayama, überwältigt

von dem Anblick des Meeres und der zahllosen kleinen Reisfelder, ausrief: »Welch ein wundervoller Abend, mein Sohn! Ach, wenn nun die Schar meiner toten sechs Kinder um mich wäre und sich hier lebendig tummelte!«

Da schaute das Kind dem Vater mit dem Blick eines reifen Menschen ins Gesicht und sprach wie ein Erwachsener: »Ich bin es, mein Vater, den du schon sechsmal ins Meer geworfen hast. Und jedesmal war das Meer so rot wie Blut, mein Vater!«

Und dann schwieg das Kind und war fortan im Wesen und Blick und Lallen wieder wie andere Kinder in so zartem Alter.

Katayama ließ sein Kind am Strande liegen; er floh in ein Kloster und wurde Mönch . . . Aber jedes Jahr, um die Zeit des Totenfestes, wo jeder Seemann und Fischer sich vor den im Meere Ertrunkenen fürchtet, kehrt Katayama an die Stelle zurück, wo er seine sechs Kinder ins Meer geworfen hat, um zu beten . . .

\* \* \*

Katayama erzählte mir seine Geschichte, wie ich sie hier aufgezeichnet habe, und während er sie mir erzählte, empfing ich den Eindruck, mit einem nüchternen und phantasiearmen Menschen zu sprechen, der in seiner inselbäurischen Sprache nichts anderes erzählen konnte, als was er beobachtet und erlebt hatte.

»Es ist eine schöne Legende,« sagte ich, um ihn zu reizen, als er mit seiner Geschichte zu Ende war.

»Nein,« erwiderte Katayama; »alles trug sich genau so zu, wie ich es erzähle.«

»Was wurde aber aus dem Sohn, Katayama?« fragte ich.

»Er wurde ein Priester im Tempel Rim-Ko-ji. Aber frage nicht weiter,« bat er und starrte unbeweglich auf das Meer.

»Was siehst du auf dem Meere draußen, Katayama?«

»Ich sehe etwas, was dein eigenes Sein angeht, o weiser Mann aus dem Westen.«

»Ich sehe nur Wellenköpfe, Katayama.«

»Mich hat das Leid mehr sehen gelehrt . . . Es sind die Toten, die sich nach dir recken, Vater der Gelehrsamkeit.«

»Und welcher Glaube knüpft sich daran, Katayama?«

»Du solltest nicht so sehr der Neugierde beflissen sein!«

»Ich fürchte mich nicht.«

»Oh, du wirst diese Insel lebend nicht mehr verlassen . . . Du wirst deine Heimat nicht mehr schauen. Die Toten werden dich auf ihren Rücken in jene Gewässer tragen, in denen deine Vaterstadt liegt . . .«

Hier brach Katayama ab und verschwand in der Dämmerung. Mich aber ließ er in tiefem Sinnen zurück . .

.

\* \* \*

Man erinnert sich wohl, daß Adolf Bastian wirklich auf einer Insel des Stillen Ozeans starb und daß der Gelehrte, der nichts leidenschaftlicher liebte als große Weltreisen, erst als Toter wieder über viele Meere in die deutsche Heimat reiste.